

# Das Märchen von der Vernunft

Von Reiner Jungnitsch

Frei nach Erich Kästner

Zur Erinnerung an Alfred Schlotter (1943-2021)

Es war einmal ein Lehrer, genauer gesagt, ein Religionslehrer, der hatte die Unart, sich gelegentlich vernünftige Dinge auszudenken. Zu einer Unart wurde es jedoch erst dadurch, dass er die Dinge, die er sich ausgedacht hatte, nicht für sich behielt, sondern seinen Kollegen, den Vorgesetzten und anderen kirchlichen Fachleuten vorzutragen pflegte. Da er aber reich an Erfahrung und Jahren und trotz seiner plausiblen Einfälle angesehen war, mussten sie ihm, wenn auch mit knirschenden Ohren, aufs geduldigste zuhören.

Und es gibt gewiss für Fachleute keine ärgere Qual als die, lächelnden Gesichts einem vernünftigen Vorschlage zu lauschen. Denn die Vernunft, das weiß jeder, vereinfacht das Schwierige in einer Weise, die den Männern vom Fach nicht geheuer und somit ungeheuerlich erscheinen muss. Sie empfinden dergleichen zu Recht als einen unerlaubten Eingriff in ihre mühsam erworbenen und verteidigten Befugnisse. Was, fragt man sich mit ihnen, sollten die Ärmsten wirklich tun, wenn nicht sie herrschten, sondern statt ihrer die Vernunft regierte! Nun also.

Eines Tages wurde der nette Religionslehrer während einer Sitzung gemeldet, an der die wichtigsten Kirchenmänner des Umkreises teilnahmen, um, wie verlautete, dem andauernden Glaubensschwund der Zeitgenossen und ihrem vermehrten Fortbleiben aus kirchlichen Feiern wirksam zu begegnen.

"Allmächtiger!" dachten sie. "Wer weiß, was er heute mit uns und seiner dummen Vernunft wieder vorhat!" Dann ließen sie ihn dennoch bereitwillig hereinbitten. Er kam, verbeugte sich ein wenig altmodisch und nahm Platz. Er lächelte. Sie lächelten. Schließlich ergriff er das Wort. "Meine Herren Kirchenhäupter und -oberhäupter", sagte er, "ich habe, wie ich glaube, einen brauchbaren Gedanken gehabt - und ihn auch auf seine praktische Verwendbarkeit geprüft; ich möchte ihn in Ihrem Kreise vortragen. So bitte ich um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit. Sie sind es nicht mir, doch der Vernunft sind Sie's schuldig."

Sie nickten, etwas gequält lächelnd, mit ihren Kirchenhäuptern, und er fuhr fort: "Sie haben sich vorgenommen, dem Kirchenvolke das Heil zu vermitteln, und das kann zunächst und vernünftigerweise, so verschieden Ihre theologischen und pastoralen Ansichten auch sein mögen, nur bedeuten, dass Ihnen an der Zufriedenheit und dem Wohlwollen aller Kirchenglieder gelegen ist. Oder irre ich mich in diesem Punkte?"

"Bewahre!" riefen sie. "Keineswegs! Wo denken Sie hin, netter alter Herr!"

"Wie schön!" meinte er. "Dann ist Ihr Problem schon fast gelöst. Ich beglückwünsche Sie und Ihre Gemeinden. Wenn dem nämlich so ist, dass Ihnen ernsthaft am seelischen und körperlichen Wohl der Gläubigen gelegen ist, dann überlassen Sie das konkrete Kirchesein – oder sollten wir besser sagen: das Christsein – vernünftigerweise den Gläubigen selbst! Beantworten Sie bitte einmal ehrlich die Frage, die die Menschen auf der Straße immer lauter stellen: Was nützt eigentlich der Glaube? Was hat man davon, zu glauben und in die Kirche zu gehen?"

Hier machte der freundliche Herr erstmal eine Pause, um erste Gelegenheit zum Verdauen zu geben.

Doch sogleich brachen die Kirchenhäupter und -oberhäupter in tobendes Gelächter aus. Man brüllte geradezu. Man schlug sich und einander auf die Schenkel, krächte wie am Spieß und wischte sich die Lachtränen aus den Augen. Der nette alte Herr schaute ratlos von einem zum andern. "Ich begreife Ihre Heiterkeit nicht ganz", sagte er. "Wollen Sie mir gütigst erklären, was Ihnen solchen Spaß macht?"

„Was soll denn so aus unserer altehrwürdigen Kirche werden?“, sagte einer, der sich schon wieder etwas gefasst hatte. „Sie können doch nicht jeden glauben lassen, was ihm in den Sinn kommt!“ „Die Kirche ist von Gott gegründet und kann sich nicht einfach aussuchen, wohin ihr Weg gehen soll!“ „Sollen wir alle Dogmen, Rituale und Sakramente per demokratischer Abstimmung ändern oder abschaffen?“ „Die Menschen brauchen Traditionen und feste Regeln, gerade heute!“ „Man kann das Kirchenvolk nicht sich selbst regieren lassen!“ und so weiter und so weiter.

Es scholl ihm ein gerüttelt Maß an Ablehnung und Kritik entgegen.

Als sich die Wogen leicht geglättet und auch die erregtesten Häupter ihre Färbung abklingen ließen, ergriff der alte Religionslehrer wieder das Wort. „Ich habe keine Anarchie gemeint. Die wäre allzu unvernünftig. Ich sprach von einer vernünftigen Kirche, einer Kirche, die ihre Glieder ernst nimmt – und sie darum mitbestimmen und mitverantworten lässt. Das wäre vernünftig.“

Die Gesichter wurden wieder finsterner.

„Haben Sie sich noch nie gefragt..., nein, ich muss es anders sagen: Haben Sie noch nie die Leute selbst gefragt, warum sie der Kirche seit Jahren immer mehr den Rücken kehren, warum sie mit dem Glaubensschatz der Kirche nichts mehr anzufangen wissen, ihn nicht mehr mit ihrem Alltag zu verknüpfen wissen? - Ich will es Ihnen sagen, so wie es mir vor allem die Jungen zugetragen haben: Die Worte und Gesten stimmen nicht mehr. Die Botschaft erreicht die Hörer schon lange nicht mehr. Darum hören sie auch nicht weiter zu.“

Erneut hielt er einen Moment inne, versuchte in den Gesichtern irgendwelche Gedanken zu entziffern.

„Es dreht sich eben um die Frage, die ich bereits nannte: Was nützt der Glaube?“

„Was nützt der Glaube?“ wiederholte eines der geweihten Häupter in deutlich verächtlichem Tonfall, als wolle er dem alten Herrn die Frage wieder zurückschmettern. „Das ist eine völlig unzulässige Sichtweise. Der Glaube ist ein Geschenk Gottes und die Kirche hat ihn der Welt zu verkünden. Er verlangt Entscheidung und Konsequenz, aber ist nicht einfach eine Ware, für die man sich bei hinreichendem Nutzen beliebig entscheidet!“

Ein mehrheitliches Nicken begleitete diese Bemerkung des geweihten Hauptes.

„Das mag ja sein, dass letztlich Gott seine Hand im Spiele hat. Trotzdem ist der Glaube, wie Sie richtig festgestellt haben, eine Sache der Entscheidung.“

(An dieser Stelle ging dem alten Lehrer ein Gedanke durch den Kopf, den er aber dann doch nicht aussprechen wollte: Welche Gründe hatten wohl all diese geweihten Herrschaften bewegt, einen priesterlichen Weg einzuschlagen? War es der reine Idealismus, anderen zu dienen? Oder hatte sich vielleicht auch ein Quäntchen von Lust am heiligen Rollenspiel, das trotz allen Niedergangs mit Ansehen, Macht und einer gewissen bürgerlichen Lebens- und Wohlstandsweise gepaart blieb? – Nein, das wollte er hier nicht erörtern. Sache und Vernunft sollten in der Runde bleiben...)

„Und weil es um eine Entscheidung geht“, fuhr er fort, „ist jeder Einzelne entscheidend. Das kann ihm niemand abnehmen. Darin sind wir uns doch einig, oder?“

Mit leichtem Widerwillen unterblieb ein klerikaler Gegenwind.

„Mitgestaltung aller darf dann aber nicht an der Äußerlichkeit Halt machen, sich nicht auf Gremien und Verwaltung beschränken. Sie muss schon tiefer gehen, mehr an die Wurzeln, die bisher von einem kleinen Kreis – und vor allem nur von Männern! – gehütet worden sind.“

Er holte nochmals mit mehr Luft aus: „Sie müssen den Menschen zugestehen, ihrem Glauben eine eigene Gestalt zu geben – auch wenn er sich mit dem Überlieferten oder Ihren Erwartungen nicht ganz deckt. – Trauen Sie den Menschen doch etwas zu! Der Glaube ist nicht weniger lebendig als es die Menschen selber sind. Viele der Zeitgenossen würden sich gerne mehr auf die Sache der Kirche einlassen, wenn sie dabei mehr Freiheit spüren würden. Eine Freiheit im Denken und Fühlen, bei der genügend Raum für die Eigenarten bleibt, und die doch die Herzen mehr in die Pflicht zu nehmen weiß als die wohlmeinende Bevormundung von außen. Was wissen wir denn schon wirklich gewiss – von Gott, von Jesus und vom Wirken des Heiligen Geistes? Im Laufe der Jahrhunderte hat sich so viel allzu sehr verfestigt, gar verkrustet, dass das Kostbare, das auf diese Weise bewahrt werden sollte, schon gar nicht mehr recht zum Vorschein zu kommen vermag. Denn worum geht es am Ende? – Es ist doch die schlichte, aber ziemlich radikale Botschaft der Liebe. Und Liebe - (hier verschauelte er wieder einen Moment) – verläuft nun mal nicht in vorgeschriebenen Bahnen. Sie ist sogar ziemlich anarchistisch...“

Bei diesem letzten Wort war er sich plötzlich nicht so sicher, ob es klug war, es zu verwenden. Und von der Anarchie der Liebe, von ihrer Widerspenstigkeit und ihrer Schmerzlichkeit gegenüber all den zölibatären Ohren zu erzählen war ohnehin ein gewagter Versuch. Daher beließ er es bei dem einen Reizwort.

„Also ist es doch nichts mit der Vernunft!“, parierte auch sofort eine selbstgewisse Stimme, meinent, ihm nun die Schlinge gelegt zu haben. Doch unser Vernunft-Vertreter ließ sich dadurch nicht verwirren.

„Die Vernunft des Glaubens, die Vernünftigkeit des Glaubenden und auch die Vernünftigkeit der Hirten sollten wir nicht vermischen oder verwechseln. Wer einen anderen Menschen wirklich liebt, weiß sehr wohl Vernunft und Liebe in ein zuträgliches Maß zu bringen, damit beide das Eigene wirken können. Und nur die Freiheit erlaubt Bindungen. – Was also unter Menschen gilt, das trifft auch entsprechend zu, wenn es um eine Sache wie den Glauben geht.“

Er merkte, dass er auf dem Wege war zu einem ausufernden Vortrag, etwas, dass er als Lehrer eigentlich gelernt hatte zu unterlassen. Daher wollte er es hier mit der Kürze halten. „Wenn Ihnen, wie ich annehme, der Glaube der Menschen an Gott und seine Güte so sehr am Herzen liegt, dann ist es vernünftigerweise nur konsequent, den Menschen das Maß an Freiheit zu lassen, dem allein Lust und Neugier am Abenteuer mit Gott überhaupt entspringen können. Wenn die Leute die Gelegenheit erhalten, ihren Glauben in eigene Worte zu fassen, sowie Festen, Feiern und Ritualen auch eine andere Gestalt geben zu können, werden sie sich mit den Herausforderungen eines religiösen Lebens deutlich williger beschäftigen – weil es dadurch erkennbarer ihr eigener Weg ist. Selbst wenn in Zukunft die Kirchen vermutlich auch nicht wieder gefüllter sein werden, so wäre doch der Angelegenheit des Glaubens in dieser Weise mehr gedient.“

Abschließend wollte er sich nun eine letzte kleine Spitze doch nicht verkneifen: „Schließlich sollten wir nicht vergessen, dass es die vornehmste Aufgabe der Kirche ist, sich selber auf Dauer überflüssig zu machen, weil sie einen Zweck hat, aber kein Selbstzweck...“

Mit diesen Worten wollte er es jetzt lieber bewenden lassen, denn es erhob sich wieder stürmisches Murren, das während seiner Rede nur aus angespannter Toleranz nicht zum Ausbruch gekommen war. Er war sich auch sicher, dass ein weiteres Diskutieren im Augenblick keine Früchte tragen konnte.

So verließ er die erregte Gesellschaft mit einer respektvollen Verneigung. Im Entfernen spürte er sogar einen Anflug von Bedauern, die ehrwürdigen Herren derart in Aufruhr versetzt zu haben. Aber schon auf dem Heimweg war dieser Nachgeschmack bereits verflogen. Und der Richtigkeit seiner Überlegungen war er sich gewiss. Das bestätigten ihm über viele Jahre die jungen Leute, mit denen er in der Schule zu tun hatte. Zu deren kirchenkritischer Haltung fühlte er schon immer eine besondere Nähe. Sie hatten ihm immer wieder gezeigt, mit welchem Elan sie sich mit religiösen Fragen auseinandersetzen konnten, wenn sie ungeschminkt reden und ohne irgendwelche Tabus nachdenken durften. Durch ihn hatte so manches jugendliche Gemüt, das ansonsten um alles Kirchliche eher einen weiten Bogen der Vermeidung zog, dennoch erleben können, dass Religion und Glaube auch interessante Seiten hatten. Er hatte ihnen das Fragen und Zweifeln schmackhaft gemacht. - Vielleicht ging dabei das eine oder andere Samenkorn auch unter den Dornensträuchern auf...

Die aufgebrachte Versammlung der Kirchenhäupter debattierte noch eine kleine Weile über die Ideen des alten Religionslehrers, doch war man sich weithin einig, seinen Vorschlägen nicht folgen zu können. Sie waren zu weit weg von dem, was ihnen wahr und vernünftig erschien. Und in ihrer Einigkeit fühlte sich jeder dieser Kirchenführer tief innerlich bestätigt und gestärkt, gemeinsam mit dem Heiligen Geiste zu wirken. Und so kehrten sie schnell zu ihrer vernünftigen Tagesordnung zurück.

Es war ein kalter, aber sonniger Wintertag. Die Einen beteten und berieten im Lichte des Herrn. Ein Anderer genoss dankbar die wärmenden Strahlen auf dem Weg nach Hause...

(Alfred Schlotter zu seiner Verabschiedung 2008 gewidmet)